

**Anna Schrei**

Thema 4

In einer Gesellschaft, in der alle anders sein wollen und sich möglichst individuell selbst inszenieren, wird konsequenterweise die Zugehörigkeit zu einer Minderheit zum Ideal. Denn erst wenn ich Minderheit bin, bin ich nicht wie die Masse. So wird die Minderheit zum heiligen Gral der Selbstverwirklichungsgesellschaft.

Alexander Grau: Hypermoral. Die neue Lust an der Empörung. München 2017, S. 80 f.

### **Ein philosophischer Essay oder: Eine Gebrauchsanleitung zur menschlichen Existenz und dem Finden der Selbstakzeptanz**

„Ich bin nicht wie die anderen, ich ...“ Ein Satz, der bei einem ersten Date bestimmt das eine oder andere Mal fällt. Das selbst-proklamierte Anderssein, es imponiert, hat etwas Mysteriöses. Es sticht aus der graugetönten Persönlichkeit der Mitmenschen heraus. Ich bin der heilige Gral, bunt-leuchtend im Scheinwerferlicht, das auf mich geworfen wird. Es hat einen kritisierenden Unterton, lässt geistreich wirken. Man hat Glück, mich zu treffen, bin ich doch eine Abwechslung von den durchwegs gleichen anderen.

„Nicht wie die anderen also? Wie dann?“ – „Weißt du, ...“ Sofern dieser Satz nicht mit statistischen Ausreißern wie „ich habe drei Beine“, „ich quäle gerne Hundewelpen“ oder „mein Körper stellt zur zellulären Energiegewinnung Benzin her“ endet, muss ich eine schreckliche Diagnose machen: Ja, leider, ich weiß, es lässt sich wirklich nichts machen, aber Sie sind im gesellschaftlichen Kontext *wie die anderen*.

Verständlich, sich in Zeiten von Ibiza-Urlaubern, China-Phobikern und Incels von gewissen anderen differenzieren zu wollen. Doch das Streben nach charakteristischer Eigenständigkeit, ein Auftreten zu haben, das Seinesgleichen zu finden langer Zeit bedarf, ist wesentlich profunder als nur das Bedürfnis nach Abschottung von offensichtlich unlieben Vertretern der *Homines sapientes*.

### **Darf ich vorstellen: das Klassentier**

Er wird uns (mit uns und wir meine ich im Nachfolgenden den Teil der Menschheit, der unter dem Zwang zur Individualität leidet) in die Wiege gelegt und sorgfältig bis zur weltlichen Endstation kultiviert: Welches Kleinkind aus der Nachbarschaft hat zuerst gelernt zu gehen? Wer hat den besseren Notenschnitt? Wieviel stellig ist die Zahl auf dem Gehaltsscheck? Wer hat noch ein echtes Gebiss? Der Vergleich mit anderen feuert den Wettbewerb an, an dem wir teilzunehmen von uns

selbst gezwungen werden, denn er gibt uns im schwindelerregenden Konzept der Gesellschaft einen Wert, eine Position, die man als scheinbarer Sieger hofft, auf die Unendlichkeit übertragen zu können. Wie bei einem Schwimmwettbewerb probieren wir, uns gegen die uns unermüdlich peitschenden Wellen vorzukämpfen, um nicht im Meer der Wertigkeit unterzugehen, wir wollen nicht verschluckt werden und ins einheitliche Dunkelblau herabgezogen werden, ohne jemals auftauchen zu können, um Luft zu holen. Wir wollen einen Podiumsplatz, auf den die strahlende Sonne leuchtet, die uns von dem kalten Wasser rettet, uns trocknet, dort, wo uns jeder Teilnehmer vom Meer aus sehen kann und unsere Bemühungen gerechtfertigt scheinen. Selbst wenn alle Teilnehmer zur gleichen Zeit am Ziel ankämen, so gäbe es niemanden, der unseren Triumph sieht. Was wäre folglich schlimmer als sich von Wettstreitern überholen zu lassen und das Bewusstsein zu gewinnen, dass der Aufwand sich vielleicht doch nicht gelohnt hat, die Anstrengung umsonst war und wir für immer im Becken der Mittelmäßigkeit gefangen sind? Der Klasse der Uninteressanten, der Durchschnittlichen angehören?

Was uns jedoch nicht gesagt wird, ist, dass die Regeln für diesen Wettkampf grausam sind: das Meer ist unendlich weit, die Zielfahne ist nur eine Illusion, die durch unseren geschwächten Geist erzeugt wird: Jeder geht unter, der eine früher, der andere später.

Was will diese Metapher nun aussagen? Der Mensch ist verletzlich, der Selbstwert bei den meisten geschwächt, nichtsdestoweniger nimmt er an einem Kräfteressen teil, dem seine inhärenten Fähigkeiten nicht gewachsen sind. Er möchte sich in gewisser Weise von anderen abschotten, um dadurch Würde zu erlangen, doch im Anbetracht der existenziellen Rahmenbedingungen scheint dies vergeblich.

Was tut er nun? Um sich zumindest in irgendeiner Weise abheben zu können, muss eine neue Strategie her: er muss Aufmerksamkeit erregen, schnappt sich seinen grellsten Badeanzug, zeigt mit den Fingern auf andere, brüllt am lautesten, treibt von den sich Abplagenden unbeeindruckt mit einem Hochliteraten in der Hand auf der Wasseroberfläche und ruft ihnen hochmütig intellektuelle Sprüche nach, sich dessen unbewusst, dass auch er im Wasser gefangen ist, oder boykottiert den ganzen Wettbewerb als solches und geht freiwillig unter.

### **Sisyphos' Instagram-Account und das Problem mit der Endlichkeit**

Man könnte sagen, der Versuch sich von anderen hervorzuheben ist dem Ankämpfen gegen den Absurdismus gleich. Es gibt keinen existenziellen Sinn, doch wenn ich so tue, als gleiche die Kreation meiner eigenen Persona einer Luftmatratze, die mich vor dem mir abgründigen Blau, dem vermeintlichen Nichts, der Sinnlosigkeit und dem mir nicht erkennbaren Abgrund schützen kann, kann ich mich zumindest auf irgendetwas ausruhen, um nicht an der Weite des Meeres und der im Vergleich Winzigkeit meines Daseins zu verzweifeln.

Albert Camus griff diese Bürde der Existenz mit seinem Stein-rollenden Sisyphos pointiert auf. Wir

sind gewissermaßen alle in derselben Situation. Auch Gott, der uns lange Zeit anfeuerte - aber auch die Hölle einheizte - ist schon längst gestorben, doch heutzutage hat Sisyphos einen Instagram-Account, auf dem er Fotos von seinem Frühstück hochladen, Selfies von seinem Aufstieg posten und weise Zitate in ihm nicht verständlichen Fremdsprachen teilen kann, um sich von seiner sinnlosen Arbeit abzulenken, bis zu dem Punkt, wo er ganz darauf vergisst, dass er sie ausführt. Diese Selbstdarstellung erfährt natürlich nur dann Resonanz, wenn sie sich von anderen abhebt, skandalös oder eigenwillig ist. Nur muss begriffen werden, dass wir ganz gleich unserer Darbietung trotzdem alle demselben Schicksal unterworfen sind: unser Leben ist endlich, sinnlos - zumindest können wir offensichtlich nicht erfassen, was der Sinn im großen Schema der Dinge sein sollte - und mühsam. Dagegen hilft auch nicht, sich als „besonders“ darzustellen.

### **Ziemlich beste Feinde**

Ein weiterer Punkt, der für diese Ausführung keineswegs unbedeutend ist, ist das Wort „Selbstverwirklichung“. Es suggeriert, dass es einen notwendigen Prozess gibt, um das „Selbst“ zur „Wirklichkeit“ zu machen, derer es dem „Selbst“ vor diesem Prozesses mangelte. Das Bestehen des „Selbst“ muss erst zur Tatsache *gemacht werden*, was mit sich bringt, dass diese Tatsache einen Urheber hat, folglich dessen Wünschen gemäß konstruiert werden kann. Doch genau darin liegt auch die Tücke: das „Selbst“ kann in jede gewünschte Form gedrückt werden, selbst wenn es dabei zur Seite herausquillt, nicht ohne Gewalt reinpasst oder ganz verloren in der zu großen, zu schweren, güldenen Form zittert. Jene Personen, die nicht bereit sind, sich in eine besonders kunstvolle Gestalt zu drängen, werden verpönt, aber das passiert in erster Linie um uns selbst die Abstriche, die wir durch den uns auferlegten Zwang erleiden, schönzureden.

Hand in Hand mit dieser Problematik geht der Begriff „Selbstakzeptanz“. Das Verlangen *in-dividuum*, also *un-teilbar* zu sein, rührt vielleicht daher, nicht in die einzelnen Bestandteile des Menschseins zerlegbar sein zu wollen, die die gelegentliche Hässlichkeit unserer Natur preisgeben könnten. Das „Selbst“ ist ein Feind, den es zu bezwingen gilt. So baut man eine Fassade des schimmernden Ideals auf - sei dies durch die Reduktion des „Selbst“ auf unkonventionelle politische, religiöse, gesellschaftliche Stellungen oder auffallende Äußerlichkeiten - die in unserer Gesellschaft als Visitenkarte gelten. In diesem Sinn dient das selbstgekrönte „Anderssein“ auch als Schutzmantel, der unsere natürlichen Makel nicht preisgibt. Das Gegenüber soll von unserer alles dominierenden Fassade, die versucht keiner anderen zu gleichen, derart geblendet werden, dass das teils bröckelige Fundament darunter nie zum Vorschein kommt. Doch was hier vergessen wird und uns ab und an guttun würde, ist die Erkenntnis, dass wir alle menschlich sind, alle auf bröckelndem Beton gebaut sind, denn genau diese kollektive Fehlbarkeit - oh, Schreck, eine Gemeinsamkeit! - ist es, die uns in unserer menschlichen Gesamtheit individuell macht und so sind es genau diese Makel des „Selbst“,

die wir als unsere besten Freunde auf der Reise zur „Selbstakzeptanz“ sehen sollten.

### **Liebe Grüße aus dem Universum**

Was haben wir aus diesem Gedankenwirbel nun gelernt, liebe Leserschaft? Wir sind im großen Schema der Dinge vermutlich unwichtig, das macht uns Angst, so versuchen wir zumindest im Kleinen einen Sinn in unserer krampfhaften Individualität zu finden, indem wir probieren etwas zu schaffen, das sich vom „Durchschnitt“ abhebt. Diese Spielerei ist allenfalls vergeblich, da unser aller Essenz dieselbe ist - tut mir leid, der/ die/ das \_\_\_\_\_ (fügen Sie den Ihrer Ideologie entsprechenden Vertreter ein) mischt hier vermutlich die Karten, allenfalls aber nicht der Mensch. Doch was genau bringt uns diese krampfhafte Individualität, ist es wirklich so schlimm durchschnittlich zu sein? Nicht nach Höherem zu streben? Wer fragt nach, was wir erreicht haben, wie sehr wir herausgestochen sind, nachdem alles zu Staub und Asche zerfallen ist? Wer zeigt mit dem Finger auf uns, außer wir selbst?

Das Leben, sehr verehrte Damen und Herren, ist zu kurz, um es unter der Bürde des eigenen Ideals schwerfällig zu machen, wenn man es doch genießen möchte. Man muss sich ihnen stellen: der Absurdität, der Unvollkommenheit, der Begrenztheit. Die alleinige Tatsache unserer Existenz sollte genügen, das so verpönte „Durchschnittliche“ genauso zu zelebrieren wie die Eigenheit. Wenn man in seiner Art nicht dem „Durchschnitt“ entspricht, so ist das natürlich kein Problem, verstehen Sie mich nicht falsch, dem Individualitätszwang und seiner Inszenierung in unserer Gesellschaft aber so viel Platz einzuräumen, ist unserer Existenz gegenüber lächerlich und unwürdig. Wenn Sie unter „Individualitis“ leiden – ich nehme mich hierbei nicht aus, auch meine Persönlichkeit ist auf mehr Schall und Rauch aufgebaut als mir lieb ist -, kann ich nur eine Empfehlung abgeben:

Setzen Sie sich in einer klaren Sternennacht unter den Himmel und schauen Sie in die unendlichen Weiten des Universums. Beobachten Sie die Strahlung der Himmelskörper, die möglicherweise schon seit undenkbar langer Zeit nicht mehr existieren, hören Sie das Rauschen der Grillen, Ihren Herzschlag, denken Sie an Ihr Gehirn, dessen Bewusstseinsstrom durch winzig kleine Verbindungen zustande kommt und diese komplexen Gedankengänge überhaupt erst ermöglicht, Ihre Augen, die bestimmte Störungen im elektromagnetischen Feld wahrnehmen, alle Emotionen, die uns zu empfinden möglich ist, jede noch so banale Kleinigkeit, die in ihre faszinierenden Einzelteile zerlegt werden kann ...

Nun denken Sie an alle anderen Menschen, denen die gleichen Besonderheiten und Fähigkeiten gegeben wurden und die es trotz jeglicher Unwahrscheinlichkeit zur Existenz gebracht haben. Es

scheint unmöglich, ein so stabiles und komplexes Kartenhaus im Sturm der kosmischen See zu bauen, doch hier sind wir, nicht mehr und nicht weniger als ein Wunder in Anbetracht der Umgebungsbedingungen.

Und nun fragen Sie sich: „Ist es wirklich schlimm, wie die anderen zu sein?“